

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 69.

Berlin, Freitag den 9. Juni

1843.

Frankreich.

Orientalische Preis-Aufgaben und Europäische Gelehrte.

Ein Indisch-Französisches Capriccio.

Ceylon würde die glücklichste Insel der Welt seyn, wenn sie nicht unter dem besonderen Schutze des großen Kaltragan stände. Kaltragan ist, um es ganz einfach zu sagen, ein Gott, aber ein Gott, wie es keinen zweiten giebt, ein eigensinniger, strenger, despotischer Gott. Er will unter allen nur möglichen Gestalten angebetet seyn: wenn man ein Haus baut, so stellt man es unter den Schutze Kaltragan's; die Erde wird im Namen Kaltragan's besäet; das Wasser ist Kaltragan, der Wein ist Kaltragan; aber besonders ist Kaltragan das Feuer. Ein solcher Gott darf nicht ohne Priester seyn. Diese Priester oder vielmehr die Vorgänger dieser Priester waren, zwölf Jahrhunderte lang, über 43,000 religiöse Fragen des Buddhismus in Zwiespalt. Alle sind endlich gelöst worden, mit Ausnahme einer einzigen, nämlich der Frage: „Verlangt das Feuer, dieses herrliche Bild des Buddha, von seinen tausendmal tausend Anbetern während der Handlung des Gebetes, welches man täglich zwanzig bis dreißig Male an ihn richtet, eine knieende oder eine liegende Stellung?“ eine um so schwierigere Frage, als sie schon von dem großen Pthalu in einem „Phalu“ betitelt und vor sechshundert Jahren in der nach ihm genannten Pthalu-Sprache geschriebenen Werke aufgeworfen wurde. Da diese erhabene Frage über die Anbetung des Feuers schon vollständig darin gelöst war, so brauchte man nur das Pthalu aufzuschlagen, um die erforderliche Belehrung daraus zu schöpfen. Aber wer versteht jetzt das Pthalu? Seit Jahrhunderten schon sind die seltenen Kenner dieser göttlichen Sprache, die nur Einen Schriftsteller und nur Ein Buch hatte, ausgestorben; ein trauriges Unglück, das man größtentheils der Unmöglichkeit, sich dieses Buch zu verschaffen, zuschreiben muß. Wo ist es? Seit dem Tage, wo die Portugiesen Herren der Insel waren, nahmen sie nicht nur die goldenen und silbernen Götter mit den diamantenen Augen, sondern auch das ehrwürdige Pthalu, ein ganz kleines Buch, das auf Seide geschrieben und in zwei lackirten Täfelchen eingebunden war; ja, sie nahmen das Pthalu, das eben so wenig zu ersetzen, als es leicht zu erkennen ist. Vierundzwanzig Diamanten von dem höchsten Werthe, zwölf auf jeder Seite, schmückten den Rand des Einbandes, wie die goldenen Nägel die Messbücher des Mittelalters. Da das Buch und die Sprache verloren gegangen sind, wie soll man zur Kenntnis der Stellung gelangen, in welcher der Gott Kaltragan angerufen seyn will, wenn er die Gestalt des Feuers annimmt? Mit Wuth den Eingebungen ihres Fanatismus sich überlassend, beschäftigten sich die Indier der Insel, wo der Streit entstanden war, und die Einwohner von ganz Hindostan nun nicht mehr mit der Perlenfischerei, noch mit der Elephanten-Jagd, noch mit dem Anbau des Pfeffers oder Ingwers. Tag und Nacht disputirten sie mit Hülfe von Dolchstichen über das Problem der Feueranbetung.

Wenn es ein Mittel giebt, ihre verschiedenen Meinungen zu vereinigen, dachte der Gouverneur von Kalkutta, so besteht das Mittel darin, die Sache durch ein Konzilium entscheiden zu lassen; durch die Versammlung der gelehrtesten Indischen Theologen wird gewiß einige Wahrheit an das Licht gebracht werden. Benares, die vorzugsweise heilige Stadt nach dem Bischof Heber, wurde zum Versammlungsort der Priester von Auregabab, Madras, Mazulipatam und aller großen Städte des Reichs erwählt. Man überließ ihnen Dromedare, Palankine und Dampfschiffe, damit sie nicht vor den Schwierigkeiten der Reise zurückschrecken sollten. Alle Pracht wurde zu ihrem Empfange entfaltet.

Wenn man die Zeit wissen will, wo dieses große Ereigniß in Ostindien stattfand, so ist es uns leicht, darauf zu antworten; es war ungefähr vor acht Jahren, oder genauer: die Frage der Feueranbetung beschäftigte die Völkerschaften des Ganges gerade zu einer Zeit, die den Gelehrten und Archäologen noch sehr erinnerlich seyn wird: in demselben Jahre hatte die Moskauer Akademie einen Preis von 100,000 Fr. und einer jährlichen lebenslänglichen Pension von 25,000 Fr. nebst dem Titel als Mitglied der Moskauer Akademie demjenigen versprochen, der folgende Frage lösen würde: „Welcher Art von Fischen, deren Gattung, wie man versichert, ausgestorben ist, gehört der kleine hellblaue Fisch an, den der Gott Wischnu manchmal in seiner Hand hält?“ Dies Programm, die Wichtigkeit der Frage und der hohe Preis sind von den Gelehrten gewiß noch nicht vergessen.

Nach sechs Monaten waren fünfhundert Stellvertreter der verschiedenen Völker, die sich zur Religion des Wischnu bekennen, in den Palästen von

Benares versammelt, die mit Binsenmatten getäfelt, mit Wohlgerüchen durchduftet waren und von dem Geschrei der Gaukler widerhallten. Diese heilige Versammlung versprach die besten Resultate; nach langen Erörterungen erreichte man endlich den glücklichen Moment, wo es ausgemacht werden sollte, daß man, um Jedermann zu beruhigen, das Feuer in halb knieender und halb liegender Stellung anbeten sollte, als ein trauriger Umstand die gegenseitigen freundschaftlichen Verhältnisse störte. Ein Mitglied des Konziliums war nämlich in seinem Bade ermordet gefunden worden. Wer war der Mörder? Dies konnte nur ein Anhänger der knieenden Stellung seyn; denn der ermordete Priester gehörte der Partei der liegenden Stellung an. Man sprach von Hinterhalt, von Verrath; man griff sogar zu den Waffen. Sogleich eilte der General-Gouverneur nach Benares, um den Frieden wieder herzustellen. Anfangs wollten die Mitglieder des Konziliums nichts vom Frieden hören; endlich aber vereinigte er sie mit vielen Bitten und Geschenken wieder unter seine Präsidentschaft und gab der Versammlung, anstatt eines religiösen Charakters, einen ausschließlich gesellschaftlichen Charakter. Von ihrer Untersuchung, sagte er ihnen, hänge das Glück oder das Unglück der Völker Indiens ab. Wenn sie sich nicht verständigen könnten, so würden die Einwohner mit noch größerer Wuth als früher sich schlachten und morden, und wenn ein Bürgerkrieg an die Stelle der Industrie und des Handels träte, so würde das schrecklichste Elend daraus erfolgen. Und folglich würden ärmere Dyrer auf den Altären der tausend Götter Indiens niedergelegt werden; d. h. die Einkünfte der Pagoden würden außerordentlich geschmälert werden.

Diese Rede machte einigen Eindruck auf die Priester. Den Waffensstillstand benutzend, rieth ihnen der General-Gouverneur, die Sache zweien der berühmtesten Braminen zu übertragen, von denen der eine zur Partei der Knieenden, der andere zur Partei der Liegenden gehöre. Auf diesen Vorschlag antworteten die Priester, daß alle Braminen der Welt diese religiöse Frage nicht besser lösen könnten, als sie selbst; es müßten denn, fügten sie spöttisch hinzu, die beiden Braminen, deren Weisheit der General-Gouverneur die Entscheidung übertrüge, das Pthalu verstehen. — „Ich kenne“, erwiderte der Gouverneur, „vier Personen, welche das Pthalu verstehen und sprechen; erstens diese beiden Braminen“, indem er dem Konzilium zwei ehrwürdige Braminen vorstellte, welche die Versammlung in einer den fünfhundert Mitgliedern völlig unbekanntem Sprache grüßten. Das größte Wunder würde auf die Versammlung keinen größeren Eindruck gemacht haben, als die Gegenwart dieser beiden Männer, die noch jung waren und das Pthalu sprachen; denn dieses war es, was sie sprachen. — „Sie verstehen Pthalu“, sagten die Mitglieder unter sich. — Unser Pfeffer, unser Zimmet, unsere Schildkröten, unsere Elephantenzähne sind gerettet, dachte der Gouverneur freudig bei sich. Es wird mir leichter werden, zwei Braminen zu einem Entschlusse zu bringen, als fünfhundert, und dann hoffe ich, den Frieden im ganzen Lande wieder herzustellen. — „Aber“, warf ein schlauer Bramine ein, „wer bürgt uns dafür, daß diese beiden Männer wirklich das Pthalu verstehen?“ Möglich herrschte in dem ganzen Konzilium ein allgemeiner Zweifel. „Welche Sprache sollten wir sprechen“, antworteten die beiden Braminen, „wenn es nicht das Pthalu ist?“ — „Da ich nicht will“, sprach jetzt der Gouverneur, „daß an der Pthalugelehrsamkeit dieser beiden ehrenwerthen Braminen einen Augenblick gezweifelt werde, so will ich dem Konzilium zwei Europäische Gelehrte vorstellen, die bei unserer Frage ganz unbetheilt sind, und da sie ihr Leben dem Studium des Pthalu gewidmet haben, so sollen sie entscheiden, ob diese beiden Braminen es wirklich sprechen. Der Eine ist ein Englischer Philolog, Sir D. Crawford, der Andere ein Französischer Philolog, Herr Amiel. Es sind zwei berühmte Gelehrte, die in ihrem Vaterlande das Sanskrit, das Prakrit, das Paisasche, das Magadhi, das Kanyakubdscha und das Telinga lehren und sich jetzt in Indien aufhalten, um den Kreis ihrer Kenntnisse zu erweitern.“

„Man führe sie herein“, rief das Konzilium, „und diese beiden Braminen mögen mit ihnen Pthalu sprechen.“

Die beiden Europäischen Gelehrten begannen ein Gespräch mit den beiden Braminen, und der Saal ertönte von lauter Pthaluwörtern. Sie lachten, sie ereiferten sich, sie wurden zornig, versöhnten sich wieder und wurden wieder zornig, und zwar Alles im Pthalugespräch.

Nach diesem Austausch von Redensarten und Gedanken war kein Zweifel mehr erlaubt. Das Konzilium war also überzeugt, daß die beiden Braminen wirklich das Pthalu, jene für verloren gehaltene Sprache, verstanden. Auf einmal aber erhob sich ein Mitglied und sagte, daß damit noch nicht Alles abgemacht wäre. Die beiden Braminen wären ohne Zweifel fähig, das Pthalu zu lesen, aber wozu sollte dies nützen, wenn das Pthalu selbst nicht mehr eri-

stirte, wenn das heilige Buch, in welchem das Dogma der Feueranbetung enthalten wäre, in Folge der Portugiesischen Eroberung vernichtet worden wäre? Man hätte die Sprache wiedergefunden, aber habe man auch das Buch wiedergefunden? Und wie könnte man, ohne dieses Buch, die religiösen Unruhen Indiens stillen, die Unruhen, die, kaum beschwichtigt, schrecklicher als jemals wieder entstehen würden.

„Ich erwartete diesen Einwurf“, sagte der Englische Gouverneur, „und ich werde ihn zu widerlegen wissen. Erstens“, sagte er, „gehen die heiligen Schriften, wenn sie auch bisweilen verschwinden, niemals gänzlich verloren. Die Bibel ist unverändert durch vierzig Jahrhunderte gegangen; die vier Evangelien haben den Angriffen der Zeit und der Barbarei widerstanden; warum sollte das Phalu nicht derselben Günstigkeit theilhaftig seyn?“ — „Aber wo ist es denn seit dreihundert Jahren?“ rief der Bramine. — „Es sey, wo es sey“, erwiderte der Gouverneur, „wir müssen es suchen. England, das die Religionsgebräuche aller seiner Unterthanen beschützt, das die zerstörten Pagoden wieder aufgebaut hat, wird weder Geld noch Mühe sparen, um das Phalu wiederzufinden. England übernimmt diesen herrlichen Beruf und vertraut die Aufgabe diesen vier philologischen Genies an: dem Braminen Palombo, dem Braminen Mindana, dem gelehrten Sir D. Crawford, meinem berühmten Landsmanne, und dem nicht weniger gelehrten Herrn Amiel, Franzosen von Geburt und Mitglied aller gelehrten Gesellschaften des Erdkreises. Ich erwarte Eure Entscheidung und bitte euch, die ihr die religiösen Vertreter Indiens und die goldenen Schlüssel aller Kenntnisse von diesseits und jenseits des Ganges seyd, dahin zu wirken, daß während der drei Jahre, die zur Ausführung dieses glorreichen Unternehmens unumgänglich nöthig sind, die gläubigen Feueranbeter sich ruhig verhalten.“

Dieser Vorschlag wurde einstimmig angenommen und beschworen. Das Konzilium wurde aufgelöst. Mit Geschenken und Ehrenbezeugungen überladen, kehrten die fünfhundert Braminen nach Hause zurück, wo sie mit der Ungeduld erwartet wurden, die den Menschen natürlich ist, welche nicht mehr wissen, wie sie das Feuer anbeten sollen.

Der Gouverneur ließ nun ein prächtiges Schiff für diese religiös-wissenschaftliche Expedition ausrüsten. Die Ostindische Compagnie bewilligte jedem der vier Gelehrten ein monatliches Gehalt von 3000 Franken.

Zuerst sollten die vier Gelehrten, im Interesse ihrer Forschungen, die Hauptstädte Indiens, wohin wahrscheinlich das Phalu in Folge der Portugiesischen Eroberung gekommen seyn könnte, besuchen. Von Indien sollten sie sich nach Portugal, dem Vaterlande der ehemaligen Besieger der Indischen Inseln, begeben; hierauf sollten sie Spanien, die Schatzkammer aller Reichthümer, welche aus Portugal kommen, untersuchen. Von da sollten sie nach Frankreich hinübergehen. Um jedoch kein Europäisches Land unbeforscht zu lassen, sollten sie nöthigenfalls ihre Forschungen bis nach England und Deutschland ausdehnen.

Die vier Gelehrten schifften sich nun auf dem „Mahabarato“, einer großen Kriegsbrigg, ein. Das Schiff hatte auf dem Verdeck einen Garten, ein Lesezimmer, einen Badesaal und vier kleine Handpressen, eine für jeden der vier Gelehrten. Herr Amiel war darüber ganz erstaunt. Der gelehrte Franzose war, wie fast alle Gelehrte, lahmlähmig, krummbeinig, ein wenig buckelig und in seiner Toilette sehr nachlässig. Er war ungefähr 46 Jahre alt; seine Vaterstadt war Arles. In seiner Jugend ging er nach Paris, um Provencel-Öl zu verkaufen und eine Sammlung von Petrarchischen Sonnetten bei einem Buchhändler anzubringen. Nachdem er sein Öl verkauft und seine Sonnetten nicht angebracht hatte und trotz der Ermahnungen seiner Aeltern in Paris blieb, sah er sich eines Tages ohne Brod, aber mit seinen Sonnetten: d. h. zweimal ohne Brod. Er würde auf die poeisschste Weise verhungert seyn, wenn nicht ein mitleidiger Landsmann, dem er empfohlen war, zu ihm gesagt hätte: „Warum lehren Sie nicht Sanskrit?“ — „Ich verstehe es nicht“, antwortete Herr Amiel mit einem Seufzer. — „Um so eher müssen Sie es also lernen; übrigens sollen sie es unter meiner Anleitung lehren; denn ich bin der einzige in Frankreich, der Sanskrit versteht.“ — „Sie verstehen es also?“ — „Das ist mein Geheimniß; kommen Sie nur.“ Und sie gingen zusammen zum Minister des öffentlichen Unterrichts, der einen Rufm darin sucht, die Männer, die Malaiisch, Stabeitisch, Sanskrit und Prakrit verstehen, reichlich zu unterstützen und zu belohnen. — Von diesem Augenblicke datirt das Glück des Herrn Amiel. Am anderen Morgen trug er eine Brille, wie alle Gelehrte, deren Augen von dem Lesen des Sanskrits schwach geworden, und ließ sich Visitenkarten stechen, auf denen man die Worte las: „Polydore Amiel, Professor des Sanskrits und Prakrits.“ Sechs Monate später erhielt er einen Orden, und im nächsten Jahre ward er Mitglied der Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften. Nach Verlauf von zwei Jahren, während welcher Zeit er Vorlesungen über das Sanskrit hielt, hatte er ein jährliches Gehalt von 6000 Franken, eine Wohnung in der Bibliothek und drei Schüler, die einzigen, die er je gehabt hat.

Nun unternahm er eine Reise nach Indien. Aber warum? Herr Amiel sagte es nicht einmal seinem besten Freunde, daß er Frankreich verlasse. Er nahm bloß seine drei Schüler mit, damit kein Professor während seiner Abwesenheit sie ihm abwendig mache. Die Schüler starben zu Kalkutta an einer schrecklichen Krankheit; Herr Amiel bezog eine abgelegene Wohnung der Stadt und ließ alle Abende sehr geheimnißvoll von einem Paria sich eine Flasche kleiner Fische bringen, die er am anderen Morgen in den Fluß zurückwarf. An ihrer Stelle kamen alle Abende andere unter das Mikroskop des geheimnißvollen Amiel.

Der General-Gouverneur hatte erfahren, daß Herr Amiel nach Indien gekommen wäre und sich gegenwärtig in Kalkutta aufhielt, in der einzigen,

von ihm sehr geheim gehaltenen Absicht, die oben erwähnte, von der Moskauer Akademie ausgeschriebene Preis-Aufgabe zu lösen und die 100,000 Franken zu gewinnen, obgleich er fälschlich behauptete, daß er nur in der Absicht nach Kalkutta gekommen wäre, um die Bedeutung des 90sten Verses der Puranas, der das gewöhnliche Gebet der Indier enthält, zu erklären. Als er die Frage des Gouverneurs, ob er Phalu verstände, mit einem stolzen Ja beantwortet hatte, so überredete ihn dieser, an der Streitigkeit der Indischen Völker über die Feueranbetung Theil zu nehmen.

Sir D. Crawford aus Northumberland war das echte Urbild der Englischen Gelehrten; jähzornig, mager, schwarz gekleidet, mit einer weißen Kravatte, Schnallenschuhen und violetten Handschuhen. Wenn er nicht schrieb, so trank er Porter, und wenn er weder trank noch schrieb, so nahm er Morrisonische Pillen ein. Er hatte sich angeblich nach Indien begeben, um über das Geschlecht der Indischen Gottheiten Forschungen anzustellen, eine um so wichtigere Aufgabe, als sie schon seit dreihundert Jahren die Gelehrten beschäftigt. Auch diesen suchte der Gouverneur für das Problem des Feuer-gottesdienstes zu gewinnen und ihn mit den beiden Braminen und Herrn Amiel zu vereinigen.

Von den beiden Braminen konnte man eigentlich nicht sagen, was sie verstanden; sie sprachen wenig, beteten beständig und aßen nur Gemüse, besonders Reis. Der jüngere hieß Palombo, der andere Mindana.

Der Tag, an dem sie sich zu Kalkutta einschifften, war ein prächtiges Fest; die religiösen Unruhen, die unter den Feueranbetern entstanden waren, schienen jetzt ganz vergessen zu seyn. Die Segenswünsche der Einwohner folgten ihnen nach. Der „Mahabarato“ entfernte sich unter Kanonensalven vom Ufer. Das Schiff segelte nach Süden. Die Mannschaft bemühte sich, den vier Gelehrten die Reise so angenehm als möglich zu machen. Des Morgens gab es Musik, des Abends gab es Musik, und während der Mahlzeiten gab es Musik. Ihre Mahlzeiten, zu denen Niemand zugelassen wurde, waren prachtvoll nach Indischer, Englischer und Französischer Küche eingerichtet. Nur während der Mahlzeiten kamen die vier Gelehrten zusammen und sprachen wenig mit einander; die übrige Zeit suchten sie sich absichtlich zu vermeiden oder beobachteten sich heimlich mit neidischen Blicken.

(Schluß folgt.)

Ursprung und Metamorphosen der Spielkarten.

Die öffentliche Bibliothek der Stadt Rouen ist durch die Acquisition einer Privat-Sammlung, die früher Eigenthum des Herrn Leber, eines der eifrigsten Bibliophilen unserer Zeit, war, um 15,000 Bände vergrößert worden, worunter sich ausgezeichnete Seltenheiten und auch eine Sammlung der Spielkarten aller Länder und aller Zeiten befinden, die, in der trefflichsten Ordnung auf große Vogen geklebt, in drei Mappen vertheilt und mit historischen und erläuternden Notizen versehen sind. Selten hat gewiß eine Erfindung eine so große Verbreitung und eine ähnliche Entwicklung erfahren, als die Spielkarten; sie sind der Gegenstand eines bedeutenden Handels, den mehrere Häuser in Paris ins Große betreiben, indem sie ihre fabrizirten Karten in die entferntesten Länder ausführen. Diesen kleinen Pappblättchen wohnt die Macht inne, den Bewohnern aller civilisirten oder uncivilisirten Gegenden Vergnügen zu bereiten oder sie an den Bettelstab zu bringen. Man spielt Karten in den Pampa's von Süd-Amerika, wie in den Gesellschafts-Sälen von Baden oder Teplitz.

Von einem Lande, von einem Zeitalter zum anderen verändern sich die Karten; hier sehen wir die Unterscheidungszeichen Frankreichs, dort die Degen und Stöcke der Spanier; zuweilen waren sie selbst ein Ausdruck der Revolutionen, ihre Geschichte kann also manches Interessante darbieten.

Gewöhnlich glaubt und sagt man, daß die ersten Spielkarten in Frankreich unter der Regierung Karls VI. erschienen und zur Erheiterung und Heilung dieses unglücklichen wahnsinnigen Fürsten erfunden wurden. Doch liegen uns Zeugnisse vor, daß die erste Einführung der Karten in Frankreich schon in eine frühere Periode des vierzehnten Jahrhunderts zu verlegen sey. Wahrscheinlich ist uns die erste Idee von den Griechen gekommen, denn es existirt aus der letzten Hälfte des elften Jahrhunderts ein Manuscript des heiligen Johannes Chrysostomus, das für den Byzantinischen Kaiser Nicephorus Botoniates angefertigt wurde und mit allerhand Verzierungen versehen ist, worunter sich die leicht zu erkennenden Abbildungen unserer Treffs, Piques, Carreaus und Coeurs befinden.

Wie dem nun auch sey, ob die Karten zur Zeit Karls VI. erst erfunden oder aufgefrischt, vervollkommen und in Umlauf gebracht wurden, so viel ist gewiß, daß man sie zur Zerstreung dieses Königs anwendete, denn in einem Rechnungs-Berichte des königlichen Schatzmeisters Charles Poupart aus dem Jahre 1392 befindet sich folgender Artikel: „Sechshundfünfzig Sous Parisis dem Maler Jacquemin Gringonneur für drei Spiele Karten in Gold und verschiedenen Farben und mit allerhand Devisen, um diese dem Könige zu seiner Belustigung zu übergeben.“ Diese Karten sind noch im Original vorhanden, im Kupferstich-Kabinet der königlichen Bibliothek in Paris. Herr Leber hat sie durchzeichnen und die Farben mit solcher Treue nachahmen lassen, daß die Nachahmung dem Original durchaus gleichzustellen ist. Vorhanden sind noch siebzehn solcher Karten, die wahrscheinlich zu einem noch zahlreicheren Spiel gehört haben; sie bestehen aus länglichten Vierecken von sechs und einem halben Zoll Höhe und drei und einem halben Zoll Breite und sind in Zeichen und Farben durchaus verschieden von den jetzigen Blättern. Jede dieser Karten oder vielmehr Bilder stellt ein kleines Gemälde dar, das

seinen Werth für das Studium der Kostüme der Zeit hat. Die Gegenstände sind: der Papst, der Kaiser, der Eremit, das Gotteshaus, die Verliebten, der Knappe, die Sonne, der Mond, der Wagen, der Gehängte, die Mäßigkeit, die Kraft, die Gerechtigkeit, das Glück, das Gericht, der Tod, der Narr. Mehrere dieser Darstellungen sind merkwürdig wegen ihrer ausdrucksvollen Naivetät. Die Kraft wird als ein Mannweib mit starker Faust abgebildet, die einen starken Pfeiler wie Glas zerbricht. Die Mäßigkeit gießt Wein von einer Flasche in die andere, ohne der Versuchung, davon zu kosten, sich hinzugeben. Der Tod galoppirt auf einem Ros von düsterer Farbe einher und mäht auf seinem Wege Könige und Kardinäle, die Großen wie die Kleinen nieder. Der Gehängte ist mit dem Kopf nach unten befestigt und hält zwei Säcke Geld, wahrscheinlich, um die Natur seines Verbrechens anzuzeigen. Die Sonne ist am Himmel leuchtend dargestellt, und in ihren Strahlen spinnst eine arme Schäferin an ihrem Roden, wahrscheinlich aufgefaßt nach dem alten Sinnspruche, daß die Sonne über Hohe und Niedere scheint. Wie man aber mit diesen Karten spielte, darüber finden wir leider nichts erwähnt.

Unter der Regierung Karls VII. erschienen die Piquet-Karten, die unseren jetzigen durch ihre Dimensionen sich annähern und dieselben Zeichen darstellen. Von dieser Zeit an bis zu den letzten Tagen der Monarchie weichen die Karten nur mehr oder minder durch ihre Ausführung von einander ab. Die Hofseite Franz I., Heinrichs III. und IV., die Intriganten unter Ludwig XIII. und die schönen Herren, die so geräuschvoll auf dem Theater bei den ersten Auführungen der Molièreschen Stücke Platz nahmen und ihre großen Kanonenschießen und Allonges-Perücken ordneten, die Roués der Regentenschaft, die Gäste der kleinen Soupers von Luciennes und Raincy, Alle wagten auf die Treff-Dame, den Coeur-König ihre Güter, ihre Schlösser, ihre Pferde und Wagen, kurz Alles, was sie besaßen und nicht besaßen. Was sind für diese Pappblättchen, die ein Bild leicht für die Feitsche unserer schönen feinen Welt hätte halten können, nicht für Lanzen-, Rappier- und Degenstöße gewechselt worden, und wie manche Partie endete mit einem blutigen Kampf, der eben noch lebensfrische Männer bleich und entstellte auf den Boden hinstreckte. Der Kardinal Mazarin ließ für die Spiele des Kindes Ludwig XIV. historische Karten gegen das Jahr 1646 von La Belle anfertigen. Die Damen waren: Johanna von Neapel, Koresane, Maria Stuart und Parysatis, eine Persische Prinzessin; doch erstreckte sich Mazarin's Erfindung nicht über die königlichen Gemächer hinaus.

Es würde in der That eine Aufzählung, der aller Griechischen und Troischen Heerführer in der Ilias gleich, werden, wollten wir alle Abstufungen von Karten aus fremden Ländern anführen und beschreiben, die der erwähnte Bibliophile aufzutreiben gewußt. Da sind Karten der Hindu's, rund, ungefähr von der Größe eines Thalers, in Gold auf lakirtem Papier gemalt und mit Verzierungen versehen, die man für Pagoden, Münzen und Schellen hält. Andere Karten, die von den Ufern des Ganges herkommen, gleichen mehr den Spielmarken und sind auf Schuppen gemalt. Da sehen wir Chinesische Karten, wie Fische gestaltet, und hier Europäische zwar, die aber ihres hohen Alters wegen noch feltener sind; dort erblicken wir Portugiesische und Deutsche Karten aus dem sechzehnten oder siebzehnten Jahrhundert, Karten, womit vielleicht im Wirthshaus oder auf einer Trommel im Feldlager die Lanzenknechte und Reiter spielten: sie wurden in dem Pappleinband eines alten Buches gefunden und hatten gewiß nie wieder an das Licht der Welt zurückzukehren gemeint.

Als im Dekret des 22. Oktober 1793 alle Insignien des Königthums, sey es unter welcher Form es wolle, proskribirt wurden, waren auch die Karten-Könige und Königinnen mit in diese allgemeine Verbannung eingeschlossen. Zuerst beraubte man ihre Scepter und Kronen der Lilien, bald aber suchte man auch nach Stellvertretern für ihre Personen; man beschloß, ganz neue Karten zu erfinden, und die Künstler ließen ihrer Phantasie die Zügel schießen. Da sieht man den Genius des Handels, des Krieges, der Gleichheit aller Stände; einen Befehlgeber des Konvents mit einer Waage in der Hand; einen republikanischen Soldaten; einen Regier mit einer Plinte, der sicher auf seine Weise die rührenden Maximen der Philanthropen mit der rothen Mütze, der würdigen Jünger und Nachfolger Raynal's, in Ausübung bringt. Endlich wurde nach allerhand Versuchen von dem Konvente ein Modell republikanischer Karten festgesetzt, das bedeutend komisch ist. Die Könige wurden vertreten: in Coeur durch Solon; in Treff durch Jean Jacques Rousseau; in Pique durch Junius Brutus; in Carreau durch Cato von Utika; die Gerechtigkeit, die Klugheit, die Kraft, die Einheit figurirten statt der Königinnen, und an die Stelle der Buben waren Hannibal, Decius, Horatius und Mucius Scävola getreten!

So abgeschmakt nun auch diese republikanischen Karten waren, so blieben sie doch, vielleicht eben dieser Ungereimtheit wegen, die einzig offiziellen bis zum Kaiserthum, wo die früheren wieder in Gebrauch kamen. Seitdem hat man, aus lobenswerther Anhänglichkeit an die historischen und patriotischen Erinnerungen, verschiedene Versuche mit National-Karten gemacht. Karl der Große, der heilige Ludwig, Franz I. und Heinrich IV., Hildegard, Blanka von Castilien, Johanna d'Albret und Margarethe von Valois, Roland, Joinville, Bayard und Erillon waren in treuen Kostümen auf den neuen Blättern dargestellt. Die Gewohnheit aber war mächtiger, und die ehrwürdigen Karten-Könige unserer Vorfahren, begleitet von ihren treuen Gefährtinnen und beschützt von den treuen Knappen, fahren fort, sich in der ganzen grotesken Majestät ihres phantastischen Aufpuges zu behaupten.

So ganz unangetastet ließ sie das Jahr 1830 aber doch nicht. In großen wie in kleinen Dingen mußte ja diese Revolution in die Fußstapfen ihrer

älteren Schwester treten. Das Jahr 1793 hatte die Könige entthront und diesen Beschluß durch ein Dekret besiegelt; 1830 begnügte sich damit, die Krone nach seinem Gefallen umzumodeln, und so entfernte man nur aus Sceptern und Kronen die Lilien.

L. Muret.

England.

Die Sagen der Walliser.

Kilhwach und Olwen.

(Schluß.)

Am folgenden Tage fordert Ispaddadden Zeit, um die acht Urgroßältern seiner Tochter um Rath zu fragen, und wirft seinen Gästen einen zweiten Pfeil nach, der von Menw aufgefangen und zurückgeschossen wird. Am dritten Tage wird der letzte Pfeil von Kilhwach zurückgeworfen, und Ispaddadden empfängt eine dritte Wunde. Jetzt verlangt dieser von seinem künftigen Schwiegersohn ein gewisses magisches Rastzeug, welches zwischen den Ohren des Twrch-Trwyth, eines bezauberten Ebers, liegt, der nur durch eine Reihe von Wunderthaten überwältigt werden kann. *) Sobald Kilhwach und Kai diese Bedingungen vernommen haben, bereiten sie sich vor, sie auszuführen.

Sie begeben sich zuerst nach der Burg des Riesen Gwrnach, erhalten dessen Schwert unter dem Vorwande, es blank zu poliren, und hauen ihm damit den Kopf ab. Ihre nächste Aufgabe besteht darin, den Mabou, Sohn des Modron, aufzufuchen, der, als er drei Nächte alt war, seiner Mutter geraubt wurde. Sie fragen die Amsel von Cilgwri, ob sie etwas von ihm wisse? Die Amsel ist so lange in ihrem Neste gewesen, daß sie Zeit gehabt hat, einen eisernen Ambos bis zur Größe einer Haselnuß wegzunagen, aber sie hat nie von Mabou gehört. Sie verweist die Paladine daher an den Hirsch von Redynore, der vor ihr erschaffen wurde. Der Hirsch berichtet: als er zuerst aus seinem Lager gekommen, habe er eine junge Eiche erblickt, die seitdem zu einem hundertjährigen Baum herangewachsen und jetzt ein vertrockneter Stumpf sey; er habe jedoch nie etwas von Mabou gehört. Er führte sie zu der Gule von Ewn Cawlwyd, die vor ihm erschaffen wurde. Die Gule hat drei Generationen von Wäldern aufwachsen und vergehen sehen, aber nie etwas von Mabou gehört. Sie verweist die Suchenden an den Adler von Gwrn Abwy, das älteste Geschöpf in der Welt. Der Adler erzählt ihnen: als er zuerst nach seinem Horste gekommen, habe er von der Spitze eines Felsens mit seinem Schnabel nach den Sternen geblickt; dieser Fels sey jetzt nur eine Spanne hoch, aber auch er habe nie von Mabou gehört. Er glaubt indessen, daß der Lachs von Llyn Llyn ihnen nähere Auskunft geben könne, und führt sie zu dem Teiche desselben. Kai und Gwrhyr stellen sich auf die Schultern des Lachses, der sie nach Gloucester bringt, wo sie den Mabou, Sohn des Modron, in seinem Kerker ächzen hören. Er sagt ihnen, daß er nur durch Gewalt befreit werden könne. Arthur beruft seine Krieger nach Gloucester, und sie greifen den Thurm von der Landseite an, während Kai und Bedwyr sich ihm zu Wasser auf den Schultern des Lachses nähern. Kai bringt zuerst ein und bringt den Gefangenen auf seinem Rücken ins Freie.

Die nächste Aufgabe ist, die Kinder des Gast Rhymlir zu suchen. Arthur besteigt sein Schiff und findet sie zu Abercleddyf unter der Form von zwei jungen Wölfen; auf seine Bitte giebt Gott ihnen ihre wahre Gestalt zurück.

Hierauf sollen neun Scheffel Flachs gesammelt werden, die vor Elwen's Geburt gesät wurden, aber noch nicht aufgegangen sind. Dieses gelingt dem Kilhwach durch Hülfe einiger freundschaftlich gesinnten Ameisen.

Als Kai und Bedwyr eines Tages auf dem Gipfel des Berges Plinlimmon sitzen, gewahren sie den Reden Dillus, der einen Eber röstet. Sobald Dillus eingeschlafen ist, werfen sie ihn in eine Grube, raufen ihm den Bart aus und erschlagen ihn. Kai flechtet den Bart zu einem Strid und legt ihn dem Könige vor. Arthur erwidert:

Kai hat einen Strid gemacht
Aus Dillus, Sohn des Curei's, Bart;
Lebt er noch, würd' er Dein Tod sehn.

Kai nimmt sich diesen geistreichen Spruch so zu Herzen, daß er den Hof verläßt und dem Arthur nie wieder dient.

Jetzt bleiben noch zwei Heldenthaten zu vollbringen, die schwierigste von diesen ist die Jagd des mächtigen Ebers Twrch Trwyth, wozu einige Vorbereitungen nöthig sind. Menw wird in der Gestalt eines Vogels abgesendet, um sich zu überzeugen, daß das magische Scheermesser sich noch zwischen den Ohren des Ebers befindet. Er trifft ihn in Irland und versucht, ihm seinen Schatz zu entreißen, erbeutet aber nur einige Borsten und wird dafür mit Gift überschüttet, von dessen Folgen er sich nie wieder erholt. Sodann macht sich Arthur mit seinem ganzen Hofstaat nach Irland auf; es entsteht ein blutiger Kampf, viele Helden werden getödtet, der Eber entflieht nach Wales und von dort nach Devon; endlich werden ihm das Rastmesser und die Scheeren abgenommen. Mit dem Ramm entwischt er nach Cornwall, wo die Schlacht von neuem beginnt, bis er zuletzt in die See getrieben wird und dort untergeht.

Die letzte Aufgabe war, das Blut der Fere Drddu zu erlangen, die an den Gränzen der Hölle wohnt. Arthur tödtet sie mit seinem Dolch, und

*) So grotesk diese Nothe auch ist, erinnert sie doch unwillkürlich an die Arbelten des Herkules und an die Sage von der Jagd des kalhdonischen Ebers. Sollte die Uebereinstimmung nur zufällig seyn? oder stammen diese Anklänge aus der alten Mythologie vielleicht aus den Zeiten der Römer-Herrschaft in Britannien?

Kaw aus Nord-Britanien fängt ihr Blut auf. Jetzt kehrt Kishwah mit seinen Trophäen nach dem Hofe Ispaddadden's zurück, der sich ruhig niederlegt, um rasirt zu werden. Kaw, der den Barbier macht, scheert ihm Haut und Fleisch von Ohr zu Ohr bis an den Knochen weg. „Bist du geschoren?“ fragte Kishwah. — „Ich bin geschoren“, erwidert der Riese. Der Sohn Eufennin's haut ihm dann den Kopf ab, und Olwen wird die Gattin des Kishwah.

Es erhellt aus dieser Skizze, daß die von Lady E. Guesf herausgegebenen vier Manuskripte zu zwei verschiedenen Klassen gehören. In den drei ersten Sagen ist der Einfluß eines späteren Zeitalters nicht zu verkennen. Die Sitten und Gebräuche sind ganz nach Normännischem Muster gezeichnet und haben nur wenig national-Wallisisches beibehalten. Wir finden Lanzen, Dolche, Glasfenster, die Ceremonie des Ritterschlags, Turniere, Gelübde, Ritter, die in Gefangenschaft gerathen und auf Parole entlassen werden, überwundene und zum Christenthum bekehrte Heiden — Alles Normännische Elemente, die den alten Kymri fremd waren. Die Maschinerie stammt zum Theil aus dem Orient. So die Talismane und Zaubersprüche, die giftigen Schlangen und Löwen, die schwarzen Menschenfresser, Zwerge, Ringe, die den Träger unsichtbar machen u. s. w. Die Singvögel, der Baum und die bezauberte Quelle haben alle in dem Lande der Tausend und Einen Nacht ihren Ursprung, das durch die Kreuzzüge im westlichen Europa bekannt wurde. Der ganze Charakter dieser Sagen ist Normännisch. Fahrende Ritter ziehen auf Abenteuer aus; sie tödten Riesen, bestrafen unritterliche Handlungen und leisten bedrängten Jungfrauen Beistand. Wallisisch sind nur die Namen der Personen und Dertter, und einige Neben-Umstände.

Das vierte Mabinogi, oder die Geschichte des Kishwah und der Olwen, gehört, nebst dem Traum des Rhonabwy und anderen noch nicht veröffentlichten, in eine ganz andere Kategorie. Hier sind die Sitten fast überall rein Wallisisch; wir finden kein Ritterthum, keine Rüstungen und nur wenige Burgen; das Trinkgeschirr ist von Horn, und Gold und Silber werden nur selten erwähnt. Der Gang des Romans weicht von den vorigen ab; die Ereignisse sind zwar roh und mit vielen Wiederholungen verbunden, aber die Bilder sind nach der Natur gezeichnet und die Schilderungen oft höchst poetisch. Diese Sage ist daher, selbst in ihrer gegenwärtigen Form, gewiß viel älter als die drei ersten Mabinogion; doch ist auch sie, wie es scheint, nicht ohne Normännische Zusätze geblieben, die von Mund zu Mund ihren Weg bis in die entlegensten Thäler von Wales finden konnten. Sie ist nie überseht worden und hat keinen metrischen Roman veranlaßt, obgleich sie sich trefflich dazu eignen hätte. Wir haben hier also ein entschieden Wallisisches Mabinogi, das sogar dem Rufe nach den Angel-Sachsen und Normännern unbekannt war, indem ein leichter Anklang Normännischer Gebräuche keinesweges beweist, daß die Sage je die Grenzen ihres Vaterlandes überschritten habe.

Es ist seltsam, daß, obgleich Kishwah mit so vielem Gepränge austritt, er auf einmal bei Seite geschoben wird, um für Arthur und dessen Ritter Platz zu machen, die die wahren Helden des Romans sind. Sie sind indessen nicht wesentlich mit dem Gange desselben verknüpft und wurden, unseres Bedünkens, willkürlich auf Kosten des eigentlichen Helden hineingeschwarz, der möglicherweise einer vor-Arthurischen Mythe angehört. Wir bemerken noch, daß, während einerseits „Kishwah und Olwen“, vielleicht das beste der Mabinogion, im Auslande unbekannt geblieben ist, man andererseits das Original des „Sir Tristrem“, eines der berühmtesten Ritterromane, seines Kymrischen Ursprungs ungeachtet vergebens in Wales aufgesucht hat, weshalb er auch in dieser Sammlung fehlt.

Die Wallisischen Mabinogion sind in keinem anderen Kymrischen Lande angetroffen worden. Es ist möglich, daß solche noch in der Bretagne existiren, und es wäre sehr zu wünschen, daß Herr Rio oder irgend ein anderer Bretaginischer Gelehrter diesen Gegenstand kritisch untersuchte. Mit Schottland hatten die Walliser nördlich von Dinedin keine Gemeinschaft, aber Irland wird in mehreren ihrer Sagen erwähnt, obgleich man in diesem Lande selbst keine Spur des Arthurischen Sagen-Cyklus findet. Die Traditionen beider Völker haben nichts gemein, als die rührende Melancholie, welche sogar ihre leichte Poesie charakterisirt. Dieses bestätigt die Ansicht, daß sie Mitglieder desselben Stammes sind, die sich zu einer Zeit trennten, wo keines von ihnen eine Literatur besaß. Arthur ist ein Held von rein-Kymrischem Geblüt, an dem weder Iren noch Gaelen einen Antheil haben, dessen Ruhm aber durch die Troubadoure des 12ten Jahrhunderts in ganz Europa verbreitet wurde, welche durch eine sonderbare Metamorphose den Hainppling eines unbedeutenden Britischen Clans in einen mächtigen König und Stifter der Chevalerie verwandelten.

Mannigfaltiges.

— Die Smala Abd el Kadr's. Das Wort Smala, besser Jamalat oder J'malah, bedeutet das, was bei uns: Haus im figürlichen Sinne, nämlich die Familie und Angehörigen; bei einem Emir, wie Abd el Kadr, entspricht es unserem: Hof, von dem hohen und niederen Personal, welches die Umgebung eines Fürsten ausmacht, gesagt. Die Gefangennahme dieses Hofes des Abd el Kadr durch den königlichen Jüngling am 16. Mai ist ein großes Ereigniß für die Zustände Nord-Afrika's und für die Verhältnisse des Islam überhaupt. Hätten die Araber noch eine Literatur, hätten sie noch einen glänzenden Mittelpunkt, wie das einstige Bagdad, so würde

gewiß der aderschnelle Ueberfall des tapferen Prinzen und sein glücklicher Erfolg der Sammlung der Tausend und Eine Nacht ein liebliches Märchen mehr angereicht, worin ein ungläubiger Prinz, durch Zauberei und böse Geister unterstützt, durch die Luft fliegt und die Prinzen und Prinzessinnen des großen Sultan der Gläubigen entführt. Aber die Araber haben keine Literatur, keine Wissenschaft und keine Kunst mehr, deshalb sind sie nicht bloß unfähig, die Begebenheiten nach geschöpener That darzustellen, sondern auch unfähig, Thaten zum Vortheil ihrer Länder und Nationalitäten hervorzurufen und zu vollführen. Warum bricht im Osten und Westen das ehemals so gefürchtet mächtige Reich des Islams so schwachvoll, so gedemüthigt zusammen? Weil die Zeit der rohen Gewalt großer Massen, die nicht vom Geiste der Wissenschaft und Kunst geleitet werden, vorüber, unwiederbringlich vorüber ist! Selbst der sonst so mächtige Impuls des Aberglaubens schützt Araber, Türken, Chinesen und Afghanen nicht mehr vor einer Handvoll Europäer, welche die ihr von Gott anvertraute Geheimnisse der Natur wissenschaftlich erforscht und benützt. So kam es, daß derjenige Abd el Kadr, welcher vom glühenden Aberglauben der Araber zum Sultan erhoben worden, der viele alte und neue Städte die seinigen nannte, jetzt dieselben Araber als die feurigsten Mitkämpfer der Franzosen und als ihre Führer sehen muß und also derselbe Beherrscher zahlreicher Länder und Städte jetzt seine Familien und seinen Hof in den Zelten in der Wüste herumführen mußte, wie die Scheichs und Emire in der Bibel; und so kam es endlich dahin, daß 300 ermattete Reiter, von einem dem Knabenalter kaum entwachsenen Jünglinge angeführt, jene Smala wegnehmen, wie man die Jungen eines wilden Thieres wegnimmt, obgleich gegen die 300 Angreifer 3000 Vertheidiger da waren. *) Abd el Kadr war glücklicher als Darius bei Issus, er hat seine Mutter und seine Frau (nicht Schwester, wie die Zeitungen fälschlich berichten) gerettet; allein das hält seinen Sturz nicht auf. Die vielen vornehmen Häuptlinge mit ihren Frauen und Kindern, welche in Gefangenschaft gerathen sind, zwingen ihn jetzt zur Entsagung aller ferneren Pläne, während die Vernichtung seines Reichthums ihm das Aufbringen neuer Widerstandsmittel unmöglich macht. Wenn man im Interesse der fortschreitenden Civilisation diesen Schlag mit freudiger Theilnahme gelesen hat, so muß man andererseits auch die Vorsehung preisen, daß sie dem greisen Erhalter des Weltfriedens, durch das Glück, mit dem sie die heldenmüthige Unternehmung seines Sohnes krönte, einen neuen Trost nach großem Unglücke schenkte. Bedürfte die Dynastie Orleans noch einer Befestigung auf dem Throne, sie würde sie in solcher glänzenden Waffenthat finden, welche ganz geeignet ist, dem Französischen Nationalgeist zu imponiren und an die Feldzüge Bonaparte's in Italien zu erinnern. Aber auch der unglückliche Emir verdient jetzt achtende Theilnahme! Gesagt wie ein edles Thier, hat er in der letzten Zeit die Volksthumlichkeit, den Glauben und den heimischen Feind nur vertheidigt, und es wäre ihm zu gönnen gewesen, daß er in einer so schönen Sache auch die Hülfsmittel der Intelligenz hätte anwenden können, und daß sein Streben eine sittlichere Grundlage gehabt hätte. J. Lt.

— Französisches Urtheil über Conradin Kreuzer. In einem der letzten Hefte der Revue des deux Mondes lesen wir: „Der Komponist des reizenden „Nachtlagers von Granada“, dessen Ruf im Vaterlande Beethoven's und Weber's schon so hinreichend begründet ist, um unsere Lobsprüche entbehrlich zu machen, scheint uns mehr als jeder Andere für unsere komische Oper begabt zu seyn. Seine leichte, sangbare Conception, seine mehr lebhaften und melodiereichen als großartigen, leidenschaftlichen Gedanken würden sich vortrefflich dazu eignen; wir sind überzeugt, daß er dies Genre der Musik vollkommen richtig auffassen würde, von dem er, obwohl ein Deutscher, (sic!) schon alle Grazie besitzt. Wir hoffen deshalb, daß die Direction der komischen Oper so viel Verstand haben wird, Herrn Kreuzer nicht abreifen zu lassen, ohne ihm den neuesten Operntext Scribe's in den Mantelsack zu packen. Und wir wünschen allen denen, die noch die freie Improvisation auf dem Klavier lieben, die wahre, erhabene musikalische Improvisation, die von Kopf und Herz, nicht von den Fingern ausgeht, denen wünschen wir Conradin Kreuzer zu hören und prophezeien ihnen die edelsten und lebhaftesten Erregungen, welche die Musik zu verleihen im Stande ist. Die Manier Kreuzer's schließt sich durchaus der althergebrachten Meisterschaft an, bei der die Technik in der Kunst nur Nebensache war. Wenn er am Klavier sitzt, thut er mehr als spielen, er denkt. Auch darf man von ihm nicht jene ungewöhnlichen Kunststücke erwarten, die jetzt so stark im Gebrauch gewisser hoch angeschriebener Virtuosen sind; er wird Euch die erhabensten Gedanken geben, er wird durch die künstlerischsten Uebergänge die Inspirationen Beethoven's und Weber's, die Gedanken Mozart's und Schubert's verbinden; fordert nicht mehr von ihm, denn er versteht nichts von rollenden Augen und dem dämonischen Minenspiel eines Kreisler. Unbeweglich vor seinem Instrument, das eigene Angestium maßigend, statt ihm die Zügel schießen zu lassen, so spielte auch Hummel. Nachdem man so viele Ausschweifungen hat anhören müssen, wirkt dieser maßvolle, ruhige Styl, durchsichtig wie Bergkrystall, um so ergreifender; es liegt in ihm eine Feinheit des Anschlags, eine Zartheit in der Kraft, von der in der krankhaften Geziertheit Chopin's keine Spur ist. Der Eindruck eines solchen Stils läßt sich nur durch das Wort gesund bezeichnen, welches Goethe so gern anwendete, wenn er von der klassischen Kunst sprach.“

*) So berichten die Französischen Blätter, deren Zahlenangaben jedoch eben so wenig richtig zu seyn pflegen, als die mancher anderen kriegführenden Nation.